**Maria Dippelreiter**

**Die ostgalizischen Schtetlech[[1]](#footnote-1) (am Beispiel von Zabolotiv) mit Bezugnahme auf Manés Sperber[[2]](#footnote-2)**

**1 Das Phänomen „Schtetl“**

**1.1. Zabolotiv**

Zabolotiv liegt – der Bedeutung seines Namens gemäß – „hinter dem Schlamm“[[3]](#footnote-3). Manes Sperber, in diesem Ort aufgewachsen, formuliert

„*schon der Name ist unangenehm: er spielte auf die lehmigen Böden, die ungepflasterten Straßen an, in denen man zu versinken drohte, sobald der unaufhörliche Herbstregen sie aufgeweicht hatte*“[[4]](#footnote-4).

Der Fluss, der Oberlauf des Pruth, eines Nebenflusses der Donau, mag dazu beigetragen haben. Die Siedlung am am Fuß der Karpaten. auf befindet sich auf halbem Weg zwischen Czernowitz und Ivano-Frankivsk. Die beiden größeren Städte rund 20 Kilometer von Zablotiv entfernt sind Kolomea (im Westen) und Sniatyn (im Osten). Heute ist Zabolotiv (früher „Zabolotow“ genannt) eine Ansiedlung städtischen Typs und gehört dem Oblast[[5]](#footnote-5) Iwano-Frankiwsk in der West-Ukraine an.

Historisch befinden uns damit am östlichen Rande des Gebiets, das Teil der historischen Landschaft Galizien ist. Anhand dieses Ortes lässt sich ein Blick auf ein typisches ostgalizisches *Schtetl* werfen. Blicken wir zurück ins Jahr 1900 so sind für dieses Jahr 706 Häuser und etwas über 4200 Einwohner zu verzeichnen, die Hälfte davon Juden (der Rest Russen, Polen, Litauer, 10% Ukrainer= Ruthenen). Zabolotiv verfügte damals über eine gute Infrastruktur: Sparkassen, eine Finanzwache, industrielle Betrieben (darunter eine Tabakfabrik) sind genannt, ebenso Landwirtschaft und Handel.

**1.2 Siedlungsform, Verbreitungsgebiet und Charakter**

Zabolotiv war ein „Schtetl“[[6]](#footnote-6) und ist damit ein typischer mystifizierter Erinnerungsort, ein ehemaliger Mikrokosmos der Ostjuden[[7]](#footnote-7), die seit dem 17. Jahrhundert dort gelebt haben sollen. Yehuda Bauer[[8]](#footnote-8) bezeichnet als *Schtetl*  eine Gemeinde mit 1.000 bis 15.000 Juden, die mindestens ein Drittel der Bevölkerung darstellen und deren Leben durch den jüdischen Kalender und eine traditionelle Auslegung des jüdischen Glaubens geprägt war - und diese Bindung erwies sich als weitaus stärker als die der Glaubensbrüder in Mittel- oder Westeuropa. Die Untergrenze von 1.000 Einwohnern legt Bauer[[9]](#footnote-9) deshalb fest, weil es anderenfalls ausgeschlossen gewesen wäre, „die Vielfalt von Freiwilligenorganisationen zu bilden, die das jüdische Schtetl erst zu dem machten, was es war“.

Solche „*Schtetlech*“ fanden sich im Bereich heutigen Litauen, Weißrussland, Ukraine, Slowakei, Moldawien, Rumänien, Polen, südl. Lettland. Sie sind vorstellbar als eine Gemeinde, die sich in erster Linie als „Wohlfahrtsgemeinschaft“ verstand und deren Leben geprägt war von Hierarchie und Solidarität in einem Spannungsverhältnis von materieller Armut und spirituellem Reichtum; Sperber spricht von Armut, aber nicht von Armseligkeit[[10]](#footnote-10). Ein solches *Schtetl* war zwar beschränkt von außen durch Besiedelungs- und Berufsausübungsgesetze; jedoch verstand es sich selbst nicht weder als Anhängsel einer christlichen Gemeinde innerhalb der Bannmeile, noch als diskriminierter Fremdkörper innerhalb einer höheren Zivilisation,

„*sondern im Gegenteil, eine scharf profilierte in ihren Grundlagen gefestigte autonome Gemeinschaft mit einer eigenartigen Kultur – dies inmitten von Armut und Hässlichkeit, und eingekreist von Feinden des jüdischen Glaubens*“[[11]](#footnote-11).

Damit bildet das *Schtetl* eindeutig einen Gegensatz zum *Ghetto*[[12]](#footnote-12), aber auch im Gegensatz zu einem Stadtteil einer Großstadt, denn dort gab es ja bereits im 19. Jahrhundert definitionsgemäß die ersten *Ghettos*, wie etwa in Warschau seit 1809. Ein ostgalizisches *Schtetl* jedenfalls konnte dörflichen oder städtischen Charakter haben

„*wobei die jüdische Bevölkerung zumeist neben ländlicher (ebenfalls traditionsgebundener) Bevölkerung die Mehrheit bildete. In Folge der Erschließung vieler ländlicher Shtetlech durch das Eisenbahnnetz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Bahnhöfe zu den wichtigsten Berührungspunkten zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Händlern, Besuchern und Bauern. Direkt vom Bahnhof führte vielerorts eine lange Strasse zum Marktplatz, dem Zentrum des Shtetls. Dieser war von den „besseren" Häusern umgeben, offen angelegt und dort erfolgte der Austausch zwischen städtischen und ländlichen Produkten*“.[[13]](#footnote-13)

**1.3 Das reale und imaginierte Schtetl**

Im *Schtetl* findet sich keine Spur eines Minderwertigkeitsgefühls wegen des Judentums – man gab sich geschlossen nach außen und doch unter sich. Dargestellt wird in etlichen Quellen[[14]](#footnote-14)  jedoch ein Leben in einer Gleichgültigkeit, die die Hässlichkeit des *Schtetls* nicht wahrnimmt und das eigene Schicksal darin nicht reflektiert. Dies lässt sich auch religiös erklären, wenn – wie im *Chassidismus* - das Leben nur eine Passage zum Himmel darstellt und es gute Taten zu sammeln gilt, die dann im Himmel aufgewogen werden.

Die Mystifizierung der *Schtetl* schafft daneben aber eine „innere Wirklichkeit“, die bisweilen wenig mit dem real existierenden *Schtetl* zu tun hat: Die Nachkommen osteuropäischer Juden entwerfen in Literatur und Musik bisweilen eine folkloristische Neuauflage einer verlorenen Lebenswelt und zeichnen nostalgische Sehnsuchtsorte vermeintlich jüdischer Authentizität.

**1.4 Das Verschwinden der Schtetlech**

Tatsächlich „starben“ die *Schtetlech* langsam im Laufe von Jahrzehnten:

1) durch wirtschaftlich bedingte Abwanderungswellen infolge des Entzugs von Erwerbsquellen, die in einem Untergang bzw. eine Überbelegung durch verschiedene Handwerkszweige ein neues Proletariat erzeugte

2) um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert durch Wesenswandel, Verweltlichung, Urbanisierung – kurz darauf hatte auch Familie Sperber Zabolotiv verlassen

3) Durch planmäßige Vernichtung: 1939 begann eine 21 Monate dauernde sowjetische Herrschaft, die mit der Operation Barbarossa[[15]](#footnote-15) ihr Ende fand: Der Südteil Galiziens (und somit auch Zabolotiv) wurde im Sommer 1941 von ungarischen Truppen besetzt. Die Situation für die Juden in den ungarisch kontrollierten Gebieten war – so wird euphemistisch formuliert – zwar insgesamt etwas besser als dort, wo die Deutschen das Sagen hatten, doch letztlich verzögerte sich der Massenmord an den Juden in der Region aber nur um einige Wochen. Wir kennen als Datum den 12. Oktober 1941 als den „Blutsonntag von Stanislau“[[16]](#footnote-16) (dem heutigen Ivano-Frankivsk). Im Herbst fiel Kolomea und am 22.12. Zabolotiv der Auslöschung jüdischen Lebens anheim. In einer zweiten Welle im September 1942 und der Verbringung in KZs und in Todesfabriken zur Zwangsarbeit. Waren damals bereits 95% jüdischen Bevölkerung ausgelöscht, so erfolgte 1945 der Rest.

Ein - diese Auslöschung vorwegnehmendes - Bild zeichnet Sperber in „Der Wasserträger Gottes“[[17]](#footnote-17):

„*All das verschwand, wurde unsichtbar – und das Städtchen war schön, sobald der Schnee es einhüllte, seine schiefen Dächer in hügelige Landschaften verwandelte, seine Gässchen und Straßen mit weißen Teppichen belegte, die Löcher und Schutthaufen verbargen*“.

Der bei Sperber zitierte Schnee mutiert solchermaßen zum Leichtentuch, das alle *Schtetlech* einhüllt und nur Konturen der Erinnerung zurücklässt.

**1.6 Das ostgalizische Schtetl zu Beginn des 20. Jahrhunderts**

Begeben wir uns dennoch gedanklich zurück, so begegnen wir im *Schtetl* Zabolotiv der Familie Sperber, die ihre *aschkenasische* Tradition, regiert durch eine „informelle Oligarchie“[[18]](#footnote-18), lebt und die 1905 die Geburt des Drittgeborenen Manés, genannt Munjo,(„kleiner Moses“) feiert. Sperbers entstammen einer Rabbinerfamilie, doch der Vater David war bereits Geschäftsmann; Mutter Jente gebar insgesamt vier Söhne in eine Welt hinein, die einem starken Spannungsverhältnis zwischen traditionellem *Chassidismus* und aufgeklärter Welt ausgesetzt war: Manés Sperber erinnert sich, dass er als Kind seinem Großvater aus der „Neuen Freien Presse“ vorlas[[19]](#footnote-19): Der *Talmud* war ebenso Teil dieser Welt wie Grimms Märchen, die *Cheder* (traditionelle, religiös geprägte Schulen zur Grundbildung) in gleichem Maße wie die *Baron-Hirsch-Schule*[[20]](#footnote-20).

Familie Sperber lebt diese Spannung also mit Blick auf eine aufgeklärte Welt, aber noch gebunden an die „heilige Gemeinde“. Eine solche war zuständig für[[21]](#footnote-21) einen Friedhof, ein Gebetshaus und eine *Mikwe* (ein rituelles Bad). Manches *Schtetl* hatte eine „*Gemach*“ (Verleihgesellschaft), immer gab es einen Gläubigen, der die Funktion des *Maschgiach* ausübte und damit die die Einhaltung der Speisegesetze (*kaschrut)* überwachte und es gab die *Khevra Kadischa* (=Beerdigungsbruderschaft.) und Vereine für die Wohltätigkeit, Kranken- und Armenpflege. Eine solche Gemeinde hatte das Recht, einen *Rabbiner* einzustellen. Und natürlich hatte sie eine Synagoge - in größeren *Schtetlech* hatten sogar mehrere Synagogen und Betstuben für die verschiedenen Handwerker, für die Händler, für die Gelehrten und schließlich für die unterschiedlichen chassidischen Gruppen. Es brauchte natürlich eine Vertretung der *kehilla* (Gemeinde) nach außen[[22]](#footnote-22), dies war der *kahal*, ein Rat angesehener Männer. Weiters hatte ein *Schtetl* eigene Gerichtsbarkeit, eine Steuerbehörde, ein Kulturwesen, und Schulen (von der *Cheder* bis zur Rabbinerakademie[[23]](#footnote-23)).

Werktags lernten die Kinder im [*Cheder*](https://de.wikipedia.org/wiki/Cheder), am [*Sabbat*](https://de.wikipedia.org/wiki/Sabbat)und den [jüdischen Festtagen](https://de.wikipedia.org/wiki/J%C3%BCdische_Feiertage) waren die meisten Bewohner in der [*Synagoge*](https://de.wikipedia.org/wiki/Synagoge), auf Jiddisch „Schul“ bzw. „Hohe Schul“ genannt, anzutreffen. Wenn – in Zeiten politischer Korrektheit hinter vorgehaltener Hand oder in der Literatur[[24]](#footnote-24) ganz unverblümt - formuliert wird „Da geht es zu wie ein einer Judenschul“, so ist damit die *Synagoge* gemeint und Sperber erinnert sich selbst:

„…*der leise Singsang, mit dem hier und dort junge Menschen ihr Talmudstudium begleiteten, störte die eifrigen Debatten so wenig wie der Lärm der spielenden Kinder. Waisenknaben mussten dreimal am Tag das Totengebet“ – Kaddisch – „wiederholen, laut, deutlich. Und wenn es ihnen zu schwer war, sprach man es ihnen Wort für Wort vor. Singsang und Kinderlärm, all das störte niemanden…“[[25]](#footnote-25)*

Diese Welt und die Faszination für die *Synagoge* aber auch die Angst vor der *Cheder* wird später im ersten Teil der Romantrilogie „Die Wasserträger Gottes“ beschrieben werden. Auch wird beschrieben werden, wie eng und bedrückend das Leben im *Schtetl* wird: 1916 war die Front immer näher gerückt, es erfolgte – auf abenteuerlichen Wegen und in mehreren Etappen - die Flucht nach Wien. Damit begann der soziale Abstieg, da David Sperber (der Bankbeamte) aus religiösen Gründen am *Sabbat* nicht arbeiten konnte. Im *Schtetl* hatte er, der Oberschicht entstammend, noch der oberen Mittelschicht angehört, in Wien verarmte die Familie.

**2 Das Leben im Schtetl**

**2.1 Schichtspezifik**

Die Schichtspezifik der *Schtetl*- Bewohner[[26]](#footnote-26) ergab sich durch *jichús* (Stammbaum), Geld (*parnosse*) oder Gelehrsamkeit. Besaß jemand nicht von alledem, so konnte er zumindest durch die Häufigkeit und Intensität der religiösen Aktivitäten und Wohltätigkeiten, die nicht materieller Art waren, Ansehen gewinnen.

Der Oberschicht gehörten Gelehrte, die *Rabbiner* und chassidischen Führer, Gemeindeangestellte, wie zum Beispiel der *Dajan*, eine Art Richter, die *Jeschiwa*-Lehrer, und vermögende Gemeindemitglieder an. Wie überall bemisst sich das Ansehen aber auch an weltlichen Dingen wie die Anzahl der Dienstboten, die Zahl der Räume im Haus, die Kuraufenthalte der Eltern, die Schulkarrieren der Kinder (was eine etwaige Beschäftigung von Hauslehrern inkludierte). Die Kinder der Oberschicht werden traditionell erzogen, oftmals besuchen Burschen die *Jeschiwa* (Rabbinerakademie)[[27]](#footnote-27).

Weil die Bildung im *Schtetl* einen hohen Stellenwert einnahm, gehörten die Gelehrten zur Oberschicht, den *Schejnen Jidn*. Der Begriff „*Schejner Jid*“[[28]](#footnote-28) bezeichnete nicht „Schönheit“ im ästhetischen, sondern im moralischen Sinne. Ein *Schejner Jid* war gelehrt, vermögend, wohltätig und genoss das höchste soziale Ansehen im *Schtetl*; er war meist auch *gvirim* (reich)[[29]](#footnote-29). Die Kriterien, die festlegten, ob ein Mann dieser Gruppe zugehörte, waren seine Gelehrsamkeit, sein soziales Engagement und auch die Häufigkeit und Intensität seiner religiösen Aktivitäten. „*Schejne Jidn"* hatten die Aufgabe, sich der Gemeinde zu widmen, ohne dafür eine finanzielle Entschädigung zu erhalten und wurden in allen Belangen der Gemeinschaft zu Hilfe gerufen[[30]](#footnote-30).

Der Mittelschicht gehörten meist größere Händler und Pächter an. Es handelte sich um respektierte Bürger, um Geschäftsleute, die oft kein *jichús* (also keine edle Abkunft, Stammbaum) vorweisen konnten, wenig gelehrsam und kaum sozial engagiert waren. Ihre Kinder erzieht diese Schicht – wie auch die Familie Sperber es tut – weltoffener. Mit dem Übergang zu kapitalistischen Produktionsweise und Druck der christlichen Kaufleute wurden Juden der Mittelschicht ihren traditionellen Aufgaben enthoben und gerieten in Konkurrenz mit sich neu herausbildenden Schichten. Sperber beobachtet „*Händler mehr als Käufer – Händler ohne Kapital, welche die Waren, die sie anboten, zumeist selbst noch nicht bezahlt hatte“*. Die Gründung von Agrarkooperativen und der Eisenbahnbau, der das Schicksal eines Ortes bestimmen konnte, indem er ihn an Handelswege anband oder von ihnen abschnitt, tut ein Übriges um die Mittelschicht zu schwächen.

Den größten Bevölkerungsanteil bilden die *Prosten* (breite Unterschicht)**:** Anja Beyer[[31]](#footnote-31) stellt dar:

„*Die Rangfolge reichte vom selbständigen Handwerker, Kleinhändler, Hausierer und Schankwirt bis hin zu den ärmsten, den Wasser- und Lastenträgern, Musikanten, Totengräbern, Bettlern und den häufig beschriebenen ,,Luftmenschen"*.

Die Binnendifferenzierung zeigt sich innerhalb der Prosten insofern, als sich Abstufungen ergaben: Der Uhrmacher stand weiter oben als der Schneider oder Schuhmacher. Der Charakter eines *Prosten* ist in der Figur des Milichmannes "*Tewje*" durch *Scholem Alejchem*[[32]](#footnote-32) exakt dargestellt worden. Es handelte sich um einfache Leute, die handwerkliche und körperliche Arbeit verrichteten - auch sie taten das unter dem Druck der Handwerker und Bauern aus christlichen Gemeinden stehend; auch sie erfuhren die Auswirkungen von Industrialisierung. Selten aber setzten sie Hoffnung auf Auswanderung, denn sie waren von Gleichmut erfüllt: Nicht zuletzt aufgrund der verbreiteten [messianischen](https://de.wikipedia.org/wiki/Messias) Endzeiterwartung trugen viele Bewohner ihre prekäre materielle Lage mit Gleichmut, wussten sie sich doch teilhaftig an der kommenden Welt[[33]](#footnote-33).

Eine höchst interessante Stellung nehmen die so genannten „*Luftmenschen*“ ein: Lothar Müller schreibt in seiner Rezensionsnotiz zu Süddeutsche Zeitung dazu am [28.10.2008](https://www.perlentaucher.de/buecherschau/2008-10-28.html)[[34]](#footnote-34), dass ihn Nicolas Bergs[[35]](#footnote-35) höchst instruktive Studie über die Metapher des jüdischen "*Luftmenschen*" tief beeindruckt habe: Diese ursprünglich literarische Figur sei zunächst zum Symbol jüdischer Selbstdeutung und schließlich zu einer für die angebliche Wurzellosigkeit und Geldwirtschaft der Juden stehende Hauptfigur im antisemitischen Diskurs geworden. Die erschreckende Deutung, dass vor allem der Luftmensch doch im Zuge der nationalsozialistischen Judenvernichtung schließlich buchstäblich in Luft aufgegangen sei, erinnert Müller auch an Paul Celans Wort vom "*Grab in der Luft*"[[36]](#footnote-36). Das bezeichnete Prekariat entstand in Folge der Arbeitslosigkeit, die sich aus wirtschaftlichem Wandel bei gleichzeitig weiterbestehenden Berufsbeschränkungen ergab, Besonders in dieser Schicht bleiben viele Personen ohne besondere Ausbildung, ohne Kapital, ohne einen spezifischen Beruf – den Repressalien ausgesetzt und vertrieben. Diese Menschen waren in Handwerkstätten und in der Heimindustrie beschäftigt. Ihnen allen war gemeinsam, dass sie waren in der Tätigkeit die sie ausübten, sofern sie überhaupt eine Anstellung darin erhielten, nicht ausgebildet waren (leider traf das auch für die *Cheder*-Lehrer zu, dazu siehe Kapitel 3). Da sie in einfachen Holzhäusern, ohne Gas, Elektrizität, Kanalisation, Wasserleitungen wohnten, war der *Wasserträger* vonnöten. Ihn, den Sperber als Identifikationspotenzial für Entwürdigte, Entrechtete sieht, wird Symbol für alle Juden, denen Gott die Treue so schlecht lohnt[[37]](#footnote-37)..

**2.2 Familienleben im Schtetl[[38]](#footnote-38)**

Die Gesellschaft war patriarchalisch strukturiert, Familienoberhaupt und Besitzer der materiellen Mittel war der Mann. Er betete mit seinesgleichen in der Synagoge.

Der Frau stand kein eigener Familienname zu, sie wurde mit dem Vornamen oder als *Baleboste* (Hausfrau) angesprochen und war für die Einhaltung der Speisegesetze und religiöse Unterweisung der Kinder zuständig; allenfalls verdiente sie als Krämerin oder Hausiererin auf dem Markt die *parnosse* (das Einkommen).Frauen waren daher auch von vielen religiösen Pflichten befreit; insgesamt hatten sie Freiraum auch bei Lektüre, die mitunter weltlicher war als jene der Männer. So konnte es vorkommen, dass die Frauen über einen weiteren Horizont verfügten als ihre ,,nur" rabbinisch gebildeten Männer[[39]](#footnote-39). Pappenheim[[40]](#footnote-40) schreibt über jüdische Frauen und speziell über deren Gebetbücher und Erbauungsliteratur, welche zum größten Teil in Jiddisch (Weiberdeutsch) geschrieben waren, dass die jüdische Frau durch die Jahrhunderte Trägerin der ungebrochenen, selbstverständlichen Jüdischkeit und zugleich unbewusst die Hüterin alten deutschen Sprachgutes gewesen sei:

*„Dafür sind die Frauenbibel (Zennoh rennoh) und die Maasse-Bücher … historische Beweise. Trotzdem diese Ebene eine beträchtliche ethische Niveauhöhe zeigt, kann man in ihr schon die Keime einer Kulturellen Diskrepanz im Leben der jüdischen Frau finden, wie sie in der gepflegten Anschauung lag, dass die Frauen »jüdisch sein« sollten, aber nichts lernen durften. Das Volk der Bücher verschloss den Frauen den Zutritt zum jüdischen geistigen Leben, zu seinen Quellen; nur stückweise und zurechtgestutzt, sollten sie glauben und tun, ohne zu wissen, warum.*

Bertha Pappenheim (1859 - 1936) gründete den jüdischen Frauenbund, sie kritisierte den patriarchalischen Charakter des Judentums und die Zurücksetzung der Frau und forderte die Anerkennung der Frau als individuelle Person, die das Recht hat, aus eigener Kraft und ohne Bevormundung des Mannes, sich frei zu entfalten. Der Anspruch findet sich auch bei Isaac Bashevis Singer[[41]](#footnote-41) in der Protagonistin „Yentl“ (verfilmt 1983), die von Barbara Streisand dargestellt wird: Die junge osteuropäische Jüdin, durch den Vater heimlich in den Lehren des Talmud unterrichtete,(was nach dem jüdischen Glauben verboten ist) verkleidet sich nach dem Tod des Vaters als Mann und plant an einer *Yeschiwa* zu studieren. Die beiden Frauenbilder weisen weit über das Typische in der Welt des *Schtetl* hinaus: Dort besuchten Mädchen kaum den *Chede*r[[42]](#footnote-42), ihre hauswirtschaftlich-praktische und ethisch-religiöse Erziehung erfolgte weitgehend im Haus durch mütterliche Unterweisung.

Religion und Tradition bestimmten den inneren Zusammenhalt der Familie und deren Strukturen. Durch die Familie und v.a. die Eltern (*tatemamme*) wurde Religion „gelebt“, somit war Familie ein zentraler Faktor der jüdischen Religionsausübung. Dort erfolgte jegliche religiöse Unterweisung eingebunden in ein Rechte-und-Pflichten-System (siehe Kapitel Religion: 613 Ge- bzw. Verbote). Je mehr Kinder die Eltern hatten, desto mehr Glück bedeutete es für die Gesellschaft. Ehelosigkeit war daher keine akzeptable Lebensform, denn erst durch die Ehe wurde der Mensch „vollständig“. Die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse wird als notwendig (allerdings der Ehe vorbehalten) gesehen. Ehen wurden in pragmatischer Weise durch einen Vermittler (*Schadchen, Schadschan*) arrangiert, im besten Fall mit folgendem (in einem von den Bagelmann-Sisters[[43]](#footnote-43) interpretierten Lied affirmierten) Ausgang:

*„a vaybele, a tsnie, a kushere metsie git iz deym nor vus hot dus gefinen“/*…/ “*shtil, bashaydn, vi a taybl, a neshume a getraye. mit aza min tayer vaybl ken a man zikh zayn mekhaye”[[44]](#footnote-44).*

**3** **Das Schulwesen im Schtetl**

Zwar heißt es, dass mit der Zugehörigkeit Galiziens zu Österreich der Besuch der *Chede*r und der Volksschule gleichzeitig möglich gewesen sei[[45]](#footnote-45), belegt ist aber auch, dass dieses Angebot als Infragestellung der Bedeutung der religiösen Bildung wahr- und übelgenommen worden sei. Infolge der galizischen „*Judenordnung*“ (1789) wurde die Erlaubnis „zum fortgeschrittenen höheren Lernen“ (d.h.: zum Talmudstudium) von der Absolvierung einer staatlchen Schule abhängig gemacht. Traditionelle und chassidische Juden entzogen sich diesen Maßnahmen wo immer möglich. Koedukation (d.h. gleichzeitiger Unterricht von Mädchen und Buben) passte nicht zum Weltbild.

Angebotsseitig kennen wir in Ostgalizien im 18. Jahrhundert ein blühendes Schulwesen (dass Schulen vorhanden waren, heißt noch lange nicht, dass sie auch genutzt wurden!). Es wird berichtet, dass die Dichte des jüdisch deutschen Schulnetzes Anfang 1797 ihren Höhepunkt erreicht habe, gesprochen wird von einer Zahl

„…*die den Vergleich mit dem christlichen Schulwesen in anderen Teilen der Monarchie nicht zu scheuen brauchte*“[[46]](#footnote-46):

Die Politik[[47]](#footnote-47) zielte auf Veränderung der jüdisch-galizischen Bevölkerung durch Bildung ab; im 19. Jahrhundert war die Bereitschaft gefragt, die Kinder nicht bloß traditionell, sondern zum „produktiven galizischen Juden“ zu erziehen.

Assimilationsangst verhinderte dass, wie *Herz Homberg*[[48]](#footnote-48) es geplant hatte, Reformschulen nach deutschem Vorbild eingerichtet wurden. Dass die Reformschul-Bewegung und Einführung der allgemeinen Schulpflicht im 19. Jahrhundert zur Auflösung des *Cheder*-Systems im deutschsprachigen Raum führte, betraf nicht Osteuropa: Die Ausbildung im *Cheder* wurde dort vielerorts bis zum *Holocaust* fortgesetzt.

Das Wort „*Cheder*“ bezeichnet die „Stube“ (die zugleich die Wohnung des Lehrers war)[[49]](#footnote-49), den Ort der Unterweisung in dieser einklassigen Gemeindeschule. Dort wurde Buben – sehr selten Mädchen – ab dem dritten Lebensjahr aufbauend die Befähigung zum Verständnis der Gebete und zur Teilnahme am Gottesdienst vermittelt. Hauptthemen waren Hebräisch, *Talmud*, *Tora*, die Bibel, die Geschichte Israels, Erdkunde, Kalligraphie, hebräisches Alphabet, Zeichnen, Singen und die Vermittlung von Grundkompetenzen in der Landessprache; hebräische Gebete waren auch ins Jiddische übersetzt. Säkuläres Bildungsgut findet sich im *Cheder* nicht (daher hätte auch die vorher genannte Idee der Ergänzung durch die Volksschule Sinn gemacht)[[50]](#footnote-50). Manes Sperber wurde sowohl im *Cheder*, als auch durch einen Privatlehrer und später in einer *Baron-Hirsch-Schule* unterrichtet.

Der Unterricht im *Cheder* wurde durch den *Melamed*, dem Lehrer, erteilt. Salomon[[51]](#footnote-51) berichtet von einerseits nostalgisch-verklärenden und andererseits missbilligenden Darstellungen der *Cheder*-Lehrer; erwähnt wird immer wieder eine lückenhafte unzureichende Ausbildung und den vergleichsweise langen Schultag von acht Stunden. Die Lehrer standen unter Erfolgszwang (was die Prügel und die Verwendung des *Kantschik*, einer aus Riemen gefertigten Peitsche, zwar erklärt aber keineswegs billigt); sie mussten ihr Brot oft zusätzlich als Totengräber oder Vorbeter verdienen und es kam nicht selten vor, dass Lehrer die Kinder zu früh auf die nächste Stufe aufrücken ließen, weil sie für Fortgeschrittene etwas mehr Geld erhielten als für den Elementarunterricht.

Im Alter von 13 bis 14 Jahren wurde die Ausbildung im *Cheder* mit der *Bar Mizwa* abgeschlossen. Bei dieser Zeremonie liest der heranwachsende Junge, der bei dieser Gelegenheit ebenfalls *Bar Mizwa* (wörtlich „Sohn des Gebots“) genannt wird, im Rahmen eines Gottesdienstes vor der Gemeinde einen Abschnitt aus der Tora vor.

Im besten Falle besuchte er danach eine *Jeschiwa* (Rabbinerakademie) und war dann ein *Jeschiwe bocher*[[52]](#footnote-52). Ausschlaggebend waren Talent und Möglichkeit: War ein Geschäft zu übernehmen oder konnte sich der junge Mann dem Studium widmen? War das Studium leistbar oder aus der Gemeindekasse zu finanzieren? An einer Finanzierung bestand durchaus öffentliches und privates Interesse[[53]](#footnote-53), zudem brauchte jedes *Schtetl* zehn gelehrte Männer und eine Schülerschaft der dreifachen Zahl der Rabbis um das *Beth Din* (Gerichtshaus) zu unterhalten.

**4 Die religiöse Welt im Schtetl**

Die strenge Observanz der Riten ist begründet und bedingt dadurch, dass im Ostjudentum das Studium der *Tora* die wichtigste *mizveh* (Gesetz) für den Mann war; insgesamt gibt es 613 solcher *Mizwot[[54]](#footnote-54)* (365 Verbote, 248 Gebote) und eine Reihe von *Minhag* (Bräuche) Fishman-Levy[[55]](#footnote-55) beschreibt den Ostjuden im *Schtetl* als besonders geprägt durch die die dadurch festgefügte Ordnung. Das gesamte Leben im *Schtetl* fand zwischen Synagoge, Heim und Markt statt – Synagoge und Heim waren Stätten der Religionsausübung.

Die Synagoge ist Ort zur Abhaltung des Gottesdienstes, Studienplatz und Versammlungsort der Gemeinde (dazu siehe: „Schul“/ „Judenschul“). Die Einrichtung einer Synagoge beschreibt Theresa Marx[[56]](#footnote-56) insofern, als jener Bereich der Synagoge, in dem die Gebete durch die Gemeinde gestaltet werden, in symbolischer Entsprechung des *Mischkan* („Gottes Heimstätte auf Erden“) gilt. In einem speziellen Schrein, dem *Aron ha-Qodesch* (hebr. für Toraschrein, Heilige Lade), werden die *Tora-*Rollen für die Verlesung der Wochenabschnitte aufbewahrt. Darüber befindet sich eine symbolische Gebotstafel (ähnlich den Zehn Geboten) und ein Licht, *Ner Tamid* genannt. Es erinnert an die Feuersäule, die die Israeliten auf ihrem Weg durch die Wildnis der Wüste Sinai begleitet hat. Während der Gebetszeremonie wird die heilige *Tora* aus dem Schrein gehoben und auf die *Bima*, das Lesepult, gelegt. In traditionellen aschkenasischen Synagogen befindet sich die *Bima* in der Mitte des Innenraums bzw. ab dem frühen 19. Jahrhundert im Westen gegenüber. Eine *Menora* (siebenarmiger Leuchter) schmückt den Raum. Vorschriften über eine Trennung der Geschlechter sind baulich ganz unterschiedlich gelöst oder – je nach religiöser Ausrichtung – unberücksichtigt. Frauen hielten sich meist an einer Empore auf.

Synagogen brauchten als Funktionsträger[[57]](#footnote-57)

- den Rabbiner (*Raw*, *Rebbe*): Ein Angestellter der Gemeinde, nicht der Synagoge: religiöses Haupt der Gemeinde, der als Richter der ihm vorgebrachten religiösen und religionsgesetzlichen Fragen wirkt. Er muß eine gründliche Ausbildung (siehe *Jeschiwa*) haben

- den Kantor (*Chasan*): Er leitet die Gemeinde im Gebet, vertritt sie als Gesandter der Gemeinde (*Scheliach zibbur*) im Gebet vor Gott. In kleineren Gemeinden, die keinen offiziellen Kantor haben, kann jedes dazu fähige (männliche) Gemeindemitglied aufgefordert werden, den Gottesdienst zu leiten

- einen Synagogendiener (*Schamasch*): Er überwacht die täglichen Gottesdienste und ist für die Obhut und Instandhaltung der rituellen Gegenstände verantwortlich

- einen Laienvorsteher (*Gabbai*, *Parnass*): Präsident und andere Vorsteher der Gemeinde. Er ist gemeinsam mit dem Direktorenausschusses verantwortlich für die Finanzen der Gemeinde sowie allgemeine Angelegenheiten

- Priester (*Kohen*).

Säulen der religiösen Praxis[[58]](#footnote-58) waren neben den Pflichten (*mizwot,* siehe oben*)* unter anderem

* die *Tora* (5 Bücher Mose, quasi die „Wegweiser“ des Judentums, biblische Gesetzestexte, etwa dem Alten testament vergleichbar, welches die Juden *Tanach* nennen); Aus der *Tora* wird in einjährigem Zyklus an jedem *Sabbat* in der Synagoge ein Abschnitt vorgelesen[[59]](#footnote-59), und zwar in Gegenwart von mindestens zehn Männern über 13 Jahren
* der *Talmud*: (eines der bedeutendsten nachbiblischen Schriftwerke des [Judentums](https://de.wikipedia.org/wiki/Judentum), nicht wie die *Tora* Gesetzestexte enthaltend, sondern erläuternd wie diese Regeln in der Praxis und im Alltag von den *Rabbinern* in scharfsinnigen Debatten verstanden und ausgelegt wurden)[[60]](#footnote-60).
* die *Halacha,* also diejüdischen Gesetze, welche als ethische und religiöse Verpflichtungen, viele Lebensbereiche betrafen (Gebet, Heilige Tage und Feste, Lebensführung, Speisegesetze, Berufsleben, soziales Miteinander, Umgang mit feld, Vieh und Gewand, Vorschriften für das Geschäftsleben, Hütung des Körpers und Trauervorschriften).

Der Ostjude fühlte sich in diesem komplexen System zwar aufgehoben, doch gleichzeitig permanent sündig und schuldig, was in die Tendenz zur Askese und zum Aberglauben mündete. Die (neue) naiv-mystische religiöse Erneuerungsbewegung im Judentum, nämlich die Strömung des *Chassidismus,* musste ihn zwangsläufig verunsichern und gleichermaßen faszinieren. Der *Chassidismus* wurde in der Mitte des 18. Jahrhunderts von *Israel Baal Schem Tov* im ostgalizischen *Schtetl* *Medschibosch* begründet, er war die letzte ursprüngliche Ausformung des exilierten Judentums. Unter dem Einfluss kabbalistischer Strömungen verbreitete er sich zuerst in Podolien (Südwest-Ukraine) und setzte sich sehr bald, als herrschende Form jüdischer Frömmigkeit, in Polen, Galizien, Böhmen, Rumänien und in anderen osteuropäischen Ländern durch.

Gerade in den verarmten Bewohnern der *Schtetlech* fand er seine Anhänger. Die *Chassidim* (hebr.: die Frommen) sind erfasst vom Fieber religiöser Begeisterung in der *Schtetl*-Welt, sie waren in allen Berufen und Schichten vertreten. Jeder hatte seinen Alltag mit Hingabe und Freude zu erfüllen. Die Bewegung entwuchs aus einer tiefen Sehnsucht, bei der die Menschen das wesentliche Gefühl genießen wollten, Geschöpfe Gottes zu sein. Die Naherwartung des Messias und damit die Hoffnung auf den Anbruch einer neuen Welt tröstete die verschreckten Juden Osteuropas.

*Sadagora* war eine Hochburg der *Chassidim* und inmitten dieses armen Städtchens stand der prunkvollste aller Höfe, den sich je ein *Zaddik*, hat leisten können - ein jüdisches "Adelsschloss", hat es der jiddische Dichter Nathan Birnbaum genannt[[61]](#footnote-61). Ernst Hofbauer[[62]](#footnote-62) schreibt:

„*Der Wunderrabbi Israel Friedmann, Rabbiner von Ruschin bei Kiew, hatte sich schon in jungen Jahren eine prunkvolle Hofhaltung geleistet, die russischen Behörden brachten ihn mit einem Mord in Zusammenhang, steckten ihn in einen Kiewer Kerker und ließen ihn nach 22 Monaten wieder frei. Versehen mit dem Ruf eines Märtyrers flüchtete er aus dem Zarenreich in die altösterreichische Bukowina nach Sadagora. Der Mann hatte Stil. Weder Gefängnisstrafe, Morddrohungen und Flucht noch der Neubeginn im schäbigen und bettelarmen Sadagora konnten ihm seine Genusssucht und Lebensfreude verderben. Er trat dort auf als Heiliger, Auserwählter und Einflüsterer des erhabenen Gottes, gab vor, Tote zu erwecken, Verdammte von den Strafen der Hölle zu erlösen, Seelen zu befreien, Lahme gehend und Blinde sehend zu machen, den Stummen die Sprache und unfruchtbaren Frauen Kindersegen zu schenken · das alles nur durch die Kraft seines Gebetes, seiner frommen Sprüche und seiner weisen Ratschläge*.

*An seinem anfangs bescheidenen Hof trafen sich arme Schnorrer, berichtet Leopold von Sacher-Masoch, der ebenfalls der Weisheit und dem Charme des Wunderrabbi erlegen war, wie "reiche Jüdinnen in kostbaren Samtkaftanen und blitzenden Diamanten, Armenier, Polen, Lippowaner und deutsche Kolonisten, Schwaben in hohen Stiefeln mit Quasten, kurzen Tuchjacken, den heimatlichen Filzhut oder die Schirmmütze auf dem Kopfe, Soldaten und Zigeuner*".

*Gegen Ende seiner Tage rief Israel Friedmann, der Ruschiner, seine Söhne an sein Sterbebett und gab ihnen den Auftrag, sein Erbe in Sadagora zu bewahren und in dem armen Schtetl einen Tempel wie jenen in Jerusalem zu errichten. Das einstöckige Holzhaus des Wunderrabbi wurde abgerissen und an seine Stelle eine protzige Residenz errichtet, ein Backsteinbau, leuchtend rot wie die Abendsonne, mit einigen geschmacklos verzierten pittoresken Türmchen und hohen halbovalen Fenstern ausgestattet·.*

*Ein jüdisches "Adelsschloss" im Ödland zwischen Europa und Asien. Diese für die Ewigkeit gedachte Herberge sollte Glanz und Üppigkeit ausstrahlen und die am Hofe von Sadagora versammelten architektonischen Geschmacklosigkeiten sollten für ewige Zeiten von der Pracht, Macht und Herrlichkeit der chassidischen Friedmann-Dynastie Zeugnis geben. Nicht Sadagora bei Czernowitz sollte es dereinst heißen, sondern Czernowitz bei Sadagora, dem Zentrum der frommen Juden, abseits derer, die im Sumpf der Stadt Gott abtrünnig wurden. Am Ende ihres Lebensweges gaben viele in aller Welt begrabenen Juden ihren Söhnen den Auftrag mit, mindestens drei Städte aufzusuchen, ehe auch sie von der Welt“.*

Der *Chassidismus* war insgesamt entsprechend gekennzeichnet durch Ausgelassenheit und ekstatische Gebetspraktiken. Ein wesentliches Merkmal des *Chassidismus* war die Aufhebung religiöser Wertunterschiede zwischen rabbinischen Funktionären, Gelehrten und dem einfachen Volk. Jeder Fromme, egal welchen Standes, konnte - mittels seiner aufrichtigen Glaubenskraft - die Stufe eines *Zaddiks*, eines Gerechten, erreichen. Als Gegenpol zum Rabbi stellte der *Zaddik* einen Mittler zwischen Gott und den Menschen dar; er war für die menschliche Seite des Schtetl da, predigte Hoffnung und freudige Liebe Gottes, und tat das in Jiddisch. Er mischte sich aber nicht in die Angelegenheiten des Schtetl ein, das war Sache des Rabbiners Die *Zaddikim* besaßen Ansehen und hatten nicht selten ein mächtiges und weitreichendes Wort. Manchen von ihnen wurde sogar die besondere Kraft von Wundertaten nachgesagt. Dies auch durch Kenntnis der *Kabbala* und des "geheimen" Namen Gottes.

**🡪 dazu siehe Beitrag von Dr. Aimé Prosl: „Chassidismus und Martin Buber“**.

**Literaturnachweis:**

Bauer, Yehuda: Der Tod des Schtetls. Frankfurt: Jüdischer Verlag im Suhrkamp-verlag, 2013

Bashevis Singer, Isaac: Jentl, Erzählungen (Originaltitel: Short Friday, übersetzt von Wolfgang von Einsied). München: Deutscher Taschenbuchverlag, 2002

Berg, Nicolas: Luftmenschen, Band 3. Zur Geschichte einer Metapher. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008

Demetz, Peter: Sperber, Manès: Die Wasserträger Gottes, Rezension: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.08.1974

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin: De Gruyter, 201125

Fishman-Levy, Corinna: Gemeinsame Wurzeln, verschiedene Wege. Kulturanthropologisch vergleichende Studie jüdisch-aschkenazischen Lebens heute in der BRD und in Israel. Dissertation, Universität München, 1996

Gilli, Sebastian: Manès Sperber – Das Thema des Judentums im schriftstellerischen Werk, Diplomarbeit, Universität Wien, 2010

Gotzen-Dold, Maria: Mojzesz Schnorr und Majer Bałaban – Polnisch-jüdische Historiker der Zwischenkriegszeit (=Band 20, Schriften des Simon-Dubnow-Instituts). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015

Haumann, Heiko; Geschichte der Ostjuden. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1990

Holzer, Jerzy: Die multinationale Provinz Galizien im k.u.k Staat. In: Neutz Jürger, Vahrenkamp Richard: Die Wiener Jahrhundertwende. Wien: Böhlau, 1996

Kempowski, Walter: Uns geht’s ja noch gold. München: Carl Hanser, 1972

Lajarrige, Jacques (Hg.): Soma Morgenstern – von Galizien ins amerikanische Exil, Berlin: Frank & Timme, 2015

Marx, Theresa: Die jüdische Synagoge: Ursprung, Einrichtung und Architektur. Studienarbeit aus dem Jahr 2006 im Fachbereich Judaistik, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (Hochschule für Jüdische Studien), Grin-Verlag: 2013

Pohl, Dieter: Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944. Dissertation, Universität München,

Rüthers, Monica: Ostjüdische Vielfalt in einer multikulturellen Umgebung (=OST-WEST. Persopektiven 3/2008, Schwerpunkt „Jüdisches Leben in Mittel- und Osteuropa“) Freysing, Renovabis, 2008

Sadowski, Dirk: Haskala und Lebenswelt be. Herz Homberg und die jüdisch deutschen Schulen in Galizien 1782 – 1806 (= Band 12, Schriften des Simon-Dubnow-Instuituts), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010

Salomon, Francisca: Zwischen Lebenswelt und literarischer Raumkonstruktion. Das galizische Schtetl bei Nathan Samuely und Karl Emil Franzos. In: Verena Dohrn: Jüdische Eliten im russischen Reich (= Beiträge zur Geschichte Osteuropas). Wien: Böhlau, 2008

Schacht, Ulla: Geschichte in der Geschichte. Die Darstellung jüdischen Lebens in Fanny Lewalds Roman „Jenny“. Wiesbaden: Dt. Universitätsverlag, 2001

Scholem Alejchem: Tewje der Milchhändler. Erzählungen aus dem Land von Anatevka. Wien-Ohlsdorf: Ausblick, 2015.

Somogy, Tamar: Die Schejnen und die Prosten: Untersuchung zum Schönheitsideal der Ostjuden in Bezug auf Körper und Kleidung unter besonderer Berücksichtigung des Chassidismus. Köln: Reimer, 1982 (=Kölner Ethnologische Studien)

Sperber, Manès: Die Wasserträger Gottes. All das Vergangene... München: deutscher Taschenbuchverlag, 1981

Vishniac, Roman; Leben im Schtetl. Die letzten Bilder aus der ostjüdischen Vergangenheit 1935-1939. Augsburg: Bechtermünz, 1999

Zborowski, Mark/ Elisabeth Herzog; Das Schtetl, die untergegangene Welt der osteuropäischen Juden. München: C.H. Beck, 1992

**Literaturempfehlungen** (Belletristik, inkl. Neuerscheinungen) zum Weiterlesen

Kanowitsch, Grigori: Kaddisch für mein Schtetl. Aufbau, 2015. 978-3-351-03610-2

Ein wunderschöner Familienroman voller Poesie und Altersweisheit über die letzten zwanzig Jahre des Schtetls in Osteuropa. Ein anrührendes und sehr poetisches Denkmal für ein verschwundenes Stück jüdischen Lebens: Der junge Schneider Schlejmke wird für zwei Jahre in die litauische Armee eingezogen, doch seine Liebe zu Chenka überdauert diese Zeit. Schließlich setzt er sich gegen seine strenge Mutter Rocha durch und darf seine Chenka heiraten. Ihr gemeinsamer Sohn Girschele – Grigori Kanowitsch selbst – erzählt die Geschichte seiner Familie in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts, die zugleich die Geschichte vom Untergang des Schtetls in Osteuropa ist.

Zielinski, Adam: Im Schtetl. Klagenfurt- Celovec: Wieser, 2015. ISBN 978-3-85129-896-3

Der Autor (geb. in Drohobytsch) macht ein Schtetl zum Helden, gelegen irgendwo im ostpolnischen Galizien. In unglaublicher Vielfalt zeigt er das dortige jüdische Leben, gezeichnet durch einen erfrischenden, stets sich selbst, aber auch die Umgebung ironisierenden Humor.

Hoffman, Eva, Im Schtetl. Die Welt der polnischen Juden. Aus dem Englischen von Sylvia List. Wien: Paul Zsolnay, 2000. ISBN 9783552049598

Dies ist kein Buch nostalgischer Verklärung, sondern ein Porträt einer spannungsreichen städtischen Kultur, die für immer verloren ist - die Kultur des Schtetls. Eva Hoffman schildert den Alltag im Schtetl, die Arbeit und die Feste, das religiöse Leben - und verschweigt auch nicht die immer wieder aufbrechenden Konflikte zwischen der jüdischen und der christlichen Bevölkerung. Noch nie wurde diese europäische Kultur so anschaulich und präzise beschrieben.

Scheer, Eva, Bei uns im Stetl. Geschichten aus ostjüdischer Vergangenheit. Berlin: Evangelische Verlagsanstalt Berlin, 1987. ISBN 10: 3374001661 / ISBN 13: 9783374001668.

Die jiddische Kultur im zaristischen Russland des vorigen Jahrhunderts mit ihren schlichten, frommen Weisheiten und ihren reichen, lebenserhaltenden Traditionen wird von der Norwegerin Eva Scheer vor dem Vergessen bewahrt. In einer Vielzahl von Geschichten hat die Autorin den jüdischen Volkshumor und die jüdische Vorstellungswelt nachgedichtet und dabei die Atmosphäre wiederentdeckt, wie sie in der abgeschlossenen "Stetl"-Region Ost- und Mitteleuropas von Glaube, Genügsamkeit und - wunderlicherweise - Unbeschwertheit geprägt wurde: eine tiefe beeindruckende Solidarisierung mit dem Verachteten und Geplagten des zerstreuten Volkes Gottes, zugleich auch Klage ohne vergeltungsuchenden Haß gegen die Sünde religiöser und rassistischer Unduldsamkeit

Singer, Israel J., Von einer Welt die nicht mehr ist. Erinnerungen. Frankfurt: Fischer, 1991 ISBN: 9783596113408

Erinnerungen an die Jugend in einem kleinen polnischen Provinzstädtchen, an Eltern und Verwandte, Rabbis und eine bereits latent feindselige Umgebung, die dem Autor dennoch als glückliche und friedfertige Welt erscheint - eine Welt , die grausam und unwiderbringlich vernichtet wurde. Eine Verknüpfung von Geschichte und menschlichem Schicksal: spannend, farbig und ergreifend wie ein Roman.

1. Mehrzahl von „Schtetl“ [↑](#footnote-ref-1)
2. Verschriftlichte Form eines mündlichen Vortrags (23.9. 2015) auf der Fahrt von Czernowitz nach Zabolotiv, [↑](#footnote-ref-2)
3. Gilli, 2010, S 49 [↑](#footnote-ref-3)
4. Sperber, 1981, S 14ff [↑](#footnote-ref-4)
5. Verwaltungsbezirk [↑](#footnote-ref-5)
6. Dazu siehe: Haumann sowie Vishniak, Zborowski/ Herzog [↑](#footnote-ref-6)
7. Die „Ostjuden“ stellten die größte abgeschlossene und kulturell einheitlichste Gemeinde in Europa dar; die Bewohner gehörten - wie die deutschen Juden den Aschkenasim an, im Gegensatz zu den Sephardim, die von der iberischen Halbinsel aus siedelten [↑](#footnote-ref-7)
8. Vgl. Bauer, 2009, S 21 [↑](#footnote-ref-8)
9. Vgl. Bauer, 2009, S 22 [↑](#footnote-ref-9)
10. Sperber, 1981, S 14ff [↑](#footnote-ref-10)
11. Sperber 1981, S 14ff [↑](#footnote-ref-11)
12. Als *Ghetto* (auch *Getto*) wird ein abgesondertes Wohnviertel bezeichnet. Bisweilen wird – siehe auch Etymologisches Wörterbuch, 2011 – zwar behauptet, der Begriff stamme aus dem italienischen und bedeute „Gießerei“, dies gehe zurück auf das Jahr 1595 und das venezianische Viertel "*Geto Nuovo*" (neue Gießerei) in dem das Wohngebiet der jüdischen Einwohner lag, doch sprechen andere Quellen von "Ghetonia" - einem Griko-Wort für Nachbarschaft (Griko ist ein alter griechischer Dialekt, der in der Region Grecia Salentina in Apulien (Süd-Italien) gesprochen wurde) oder aber auf "borghetto, was auf Italienisch "kleine Nachbarschaft" bedeute; ebenso scheint ein Wortstamm "get" ("Scheidungsurkunde" in Hebräisch) vorstellbar. [↑](#footnote-ref-12)
13. Vgl. http://www.davidkultur.at/ausgabe.php?ausg=89&artikel=233 Online 13.9. 2015 [↑](#footnote-ref-13)
14. Vgl. http://www.hagalil.com/galluth/shtetl/au3.htm Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-14)
15. Plan vom 18. Dezember 1940 (Weisung Nr. 21) zum Angriff auf die [Sowjetunion](https://de.wikipedia.org/wiki/Sowjetunion), der ab 22. Juni 1941 ausgeführt wurde, vgl.https://de.wikipedia.org/wiki/Decknamen\_deutscher\_Milit%C3%A4roperationen\_im\_Zweiten\_Weltkrieg, Online 12.9. 2015 [↑](#footnote-ref-15)
16. Pohl, 1996, S 152 [↑](#footnote-ref-16)
17. Siehe Literaturangaben [↑](#footnote-ref-17)
18. Vgl. Bauer, 2009, S 21 [↑](#footnote-ref-18)
19. Holzer: In Nautz/ Vahrenkamp, 1996, S 842 [↑](#footnote-ref-19)
20. Ein „weltoffeneneres“ parallel zum jüdischen Schulwesen etabliertes Privatschulkonzept, vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Maurice\_de\_Hirsch, Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-20)
21. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Kehillah Online 12.9.2015 und http://www.hagalil.com/galluth/shtetl/au3.htm, Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-21)
22. Vgl. Rüthers, 2008, S 163ff [↑](#footnote-ref-22)
23. Die Cheder wird oft auch *Jeschiwa Ketana* („kleine Jeschiwa“) genannt, sie bildet nur grundlegend und ohne säkulare Inhalte [↑](#footnote-ref-23)
24. Kempowski, 1972: S 162 [↑](#footnote-ref-24)
25. Sperber, 1981, 14 ff [↑](#footnote-ref-25)
26. Vgl. http://www.davidkultur.at/ausgabe.php?ausg=89&artikel=233, Online 12.9. 2015 [↑](#footnote-ref-26)
27. Siehe Kapitel 3 [↑](#footnote-ref-27)
28. Vgl. Somogyi, 1982: S. 58-61 [↑](#footnote-ref-28)
29. Vgl. http://ieg-ego.eu/de/threads/crossroads/hoefe-und-staedte/marie-schumacher-brunhes-schtetl, Online 10.9. 2015 [↑](#footnote-ref-29)
30. Vgl. http://www.davidkultur.at/ausgabe.php?ausg=89&artikel=233, Online 12.9.2015 [↑](#footnote-ref-30)
31. Vgl. http://www.judentum-projekt.de/geschichte/ostjudentum/schtetl/index.html, Online 10.9.2015 [↑](#footnote-ref-31)
32. Siehe Literaturverzeichnis [↑](#footnote-ref-32)
33. Der Begriff „*Olam Haba*“ bezeichnet die die kommende – jenseitige – Welt, das spirituelle Jenseits, die messianische Zeit . zu der die Gerechten auferstehen . Vgl. http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/17808, Online 7.9.2015 [↑](#footnote-ref-33)
34. Vgl. https://www.perlentaucher.de/buch/nicolas-berg/luftmenschen.html, Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-34)
35. Vgl. https://www.perlentaucher.de/buch/nicolas-berg/luftmenschen.html Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-35)
36. Todesfuge: vgl. http://www.lyrikline.org/de/gedichte/todesfuge-66#.VgqI300aLcs, Online 6.9. 2015 [↑](#footnote-ref-36)
37. Demetz, 1974, S 20 [↑](#footnote-ref-37)
38. Schacht, 2001 [↑](#footnote-ref-38)
39. Vgl. http://www.lgd.de/projekt/roth/ostjudentum/ Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-39)
40. Vgl. http://gutenberg.spiegel.de/buch/zeitungsartikel-800/15, Online 12.9. 2015 [↑](#footnote-ref-40)
41. Siehe Literaturangaben [↑](#footnote-ref-41)
42. Vgl. http://www.erinnern.at/bundeslaender/oberoesterreich/termine/mejn-schtetl.-jiddischer-witz-jiddische-lieder-jiddische-literatur-vernichtung-einer-kultur/MEJN\_SCHTETL\_Programmheft\_2014.pdf [↑](#footnote-ref-42)
43. https://www.youtube.com/watch?v=JqKboYdBO4o Online 15.9.2015 [↑](#footnote-ref-43)
44. eine tugendhafte Frau, ein ehrlicher Fang –gut für den, der sie gefunden hat/ still, bescheiden, wie eine Taube, eine treue Seele. Mit einer solchen lieben Frau kann ein Mann sich glücklich schätzen [↑](#footnote-ref-44)
45. Vgl. Larrique 2015, S 35 [↑](#footnote-ref-45)
46. Sadowski, 2010, S 282 [↑](#footnote-ref-46)
47. Gotzen-Dold, 2015, S 83 [↑](#footnote-ref-47)
48. 1749-1841 [↑](#footnote-ref-48)
49. Vgl. Wikipedia: *Chede*r (‏חֶדֶר‎, Mehrzahl ‏חֲדָרִים‎ *Chadarim*, bzw. aschkenasisch-hebräisch und jiddisch Chejder, Mehrzahl *Chadorim*) ist das hebräische Wort für Zimmer und die Bezeichnung für die traditionellen, religiös geprägten Schulen, wie sie im westeuropäischen Judentum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, im osteuropäischen Judentum bis zum Holocaust üblich waren. [↑](#footnote-ref-49)
50. Vgl. http://www.zydzi-zycie.net/geschichten/folgeseite.php?id\_geschichten=257, Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-50)
51. Salomon, 2008, S 152f [↑](#footnote-ref-51)
52. Vgl. http://www.hagalil.com/deutschland/ost/judentum/ostjudentum.htm Online 6.9. 2015 [↑](#footnote-ref-52)
53. denn diese übernahm nicht nur die Erhaltung der *Jeschiwa*, sondern auch die der ärmeren Studenten. Im Wohlfahrtswesen des *Schtetl* bestand durch die Förderung begabter armer Studenten deren Chance eines sozialen Aufstiegs, da die Absolventen der *Jeschiwot* ein hohes Prestige in den Gemeinden besaßen. Reiche Familien waren durchaus bereit, ihre Tochter mit einem armen, aber gelehrten Mann zu verheiraten und diesem ein lebenslanges Studium zu finanzieren [↑](#footnote-ref-53)
54. Vgl. www.payer.de/judentum Online 12.9.2015 [↑](#footnote-ref-54)
55. Fishman.-Levy, 1996, S 14 [↑](#footnote-ref-55)
56. Marx, siehe Literaturliste [↑](#footnote-ref-56)
57. Vgl. http://www.payer.de/judentum/jud506.htm, Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-57)
58. Vgl. http://www.hagalil.com/judentum/torah/talmud-tora.htm Online, 13.9.2015 und http://www.payer.de/judentum/jud50.htm, Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-58)
59. Vgl. http://www.together-in-difference.de/religionen/judentumchristentumundislam/judentum.html Online 6.9.2015 [↑](#footnote-ref-59)
60. Anmerkung: An der theolog. Hochschule wurde Talmudanalyse (beijun: in die Tiefe, bekijut: in die Breite) vermittelt [↑](#footnote-ref-60)
61. Vgl. http://www.wienerzeitung.at/themen\_channel/wz\_reflexionen/kompendium/452195\_Im-Adelsschloss-der-Wunderrabbis.html Online 13.9.2015 [↑](#footnote-ref-61)
62. Wiener Zeitung, 20. April 2012 [↑](#footnote-ref-62)